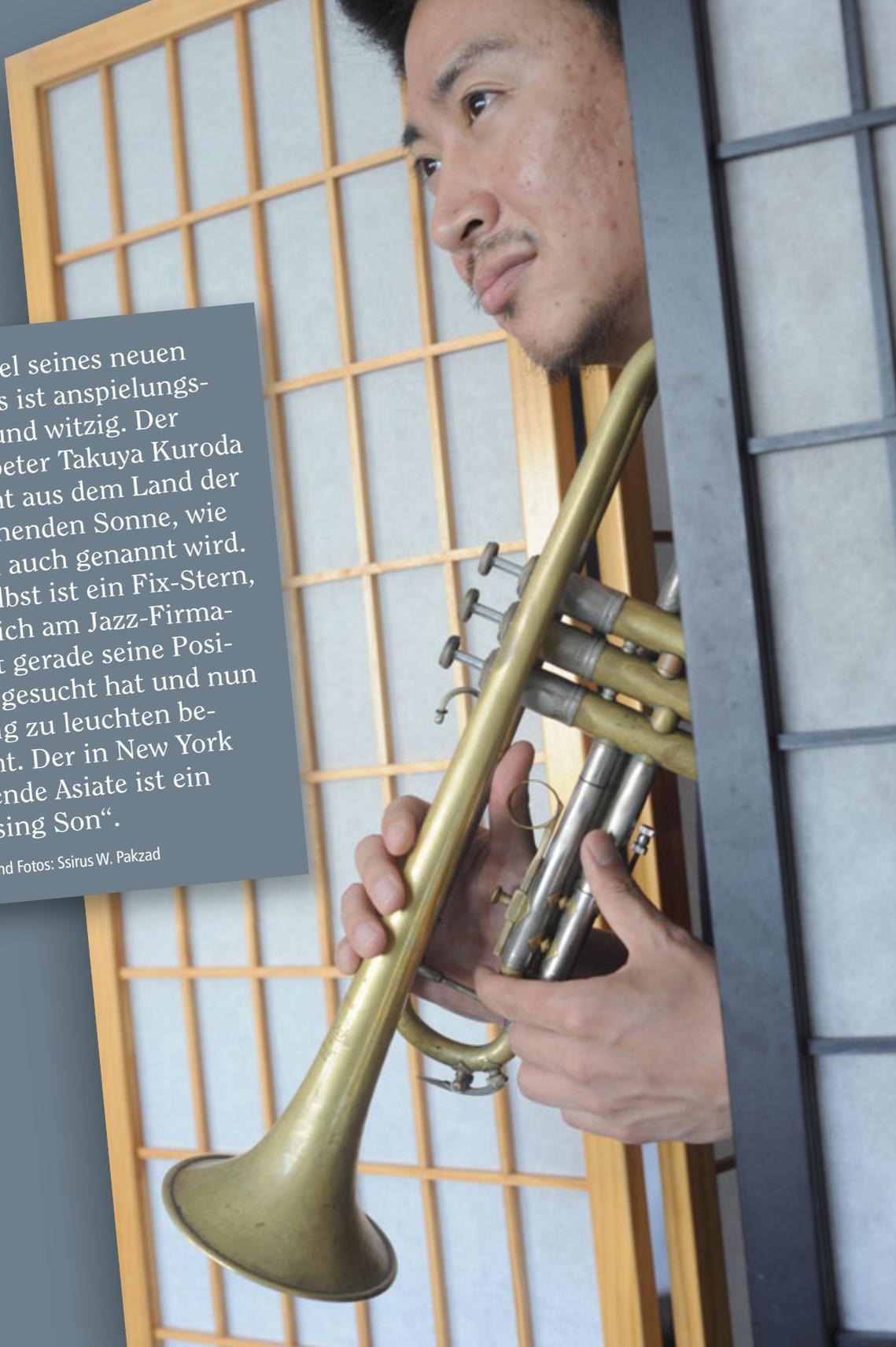


Takuya Kuroda

KOBE KIND

Der Titel seines neuen Albums ist anspielungsreich und witzig. Der Trompeter Takuya Kuroda kommt aus dem Land der aufgehenden Sonne, wie Japan auch genannt wird. Er selbst ist ein Fix-Stern, der sich am Jazz-Firmament gerade seine Position gesucht hat und nun heftig zu leuchten beginnt. Der in New York lebende Asiate ist ein „Rising Son“.

Text und Fotos: Ssirius W. Pakzad



Das Gespräch – ein einziges Raunen. Man hört dem Trompeter Takuya Kuroda an, dass er immer noch nicht glauben kann, was gerade mit ihm geschieht. Er hat kürzlich einen Deal beim legendären Jazz-Label Blue Note gelandet – und obwohl der Weg dahin mühsam und steinig war, scheint der Japaner nicht sicher, ob ihm so viel Ehre gebührt. Kann aber sein, dass da einfach die berühmte asiatische Demut und Bescheidenheit mitschwingt, wenn Kuroda erzählt.

Von Nippon hört man nicht viel, wenn man seine CD „Rising Son“ in den CD-Spieler schiebt und auf „Play“ drückt. Moment mal, das sind doch deutliche afrikanische Einflüsse, die sich da in Form von Grooves bemerkbar machen. Ein kurzer Blick in Takuya Kurodas Vita erklärt, warum Klänge und Rhythmen des schwarzen Kontinents seine Musik einfärben. Sieben Jahre hat er in der Afrobeat-Band Akoya gespielt. „Ich weiß noch, wie ich zur ersten Probe erschien und mir dachte: Ein durchgehender, zwanzig Minuten langer Groove ... das

wird bestimmt irre langweilig. Doch als wir dann auf der Bühne standen, fiel ich fast in eine Art Trance, weil die Musik so magisch war. Alle Menschen vor der Bühne schalteten ihren Kopf aus und tanzten ausgelassen.“ Diese Erfahrung mündete in eine wichtige Erkenntnis: Takuya Kuroda wurde bewusst, dass man mit Musik das Wesentliche, das Elementare vermitteln muss. Er selbst versucht, ein gewisses Gleichgewicht zu erreichen – sein Album ist der beste Beleg dafür. „Es ist schwer, die Balance zwischen Eingängigkeit und Anspruch hinzubekommen. Wenn ich Melodien schreibe, versuche ich, sie so einfach wie möglich zu halten. Man sollte sie mühelos mitsingen können. Um diese Melodien herum kann man dann harmonisch einiges anspruchsvoll gestalten – mit den Klangfarben von Jazz, Neo-Soul oder was auch immer. Ich möchte, dass meine Musik viele Leute anspricht, ohne dass sie dabei billig klingt. Ich will keinen Smooth Jazz spielen oder ein zweiter Kenny G. werden.“

Takuya Kuroda stammt aus Kobe, der Stadt, die vor allem für Rinder bekannt ist, deren besonders mürbes, unerschwinglich teures Fleisch Gourmets ein Leuchten ins Gesicht zaubert und schon manchen Gaumen zum Tanzen brachte. „Es ist keine sonderlich große Stadt“, sagt Takuya über die immerhin 1,5 Millionen Einwohner zählende Metropole, die sich auf der Insel Honshu befindet. „Trotzdem gibt es jede Menge Jazz-Clubs – Kobe ist bekannt für sein Jazzleben. Mein Bruder spielte damals Posaune in der High School Band und seine Freunde zwangen mich förmlich, Trompete zu lernen.“ Obwohl er keinerlei Erfahrung und Spielpraxis besaß, wurde er in die Big Band der Schule integriert. „Diese Big-Band-Zeit ist nach wie vor eine Inspiration für meine heutige Musik. Ich kann das nicht verleugnen. Wir spielten damals viel Count Basie – dadurch verstand ich schnell, was Swingen bedeutet. Gerade dieses Synkopische, also wie man vor und hinter dem Beat spielt, war sehr lehrreich für mich.“

Als er fünfzehn war, begann sich Takuya Kuroda mehr und mehr für die Musik von stilbildenden Trompetern zu interessieren und besorgte sich Alben von Clifford Brown, Lee Morgan oder Freddie Hubbard. Diese Helden sollten ihm die Grundlagen des Improvisierens vermitteln – eifrig transkribierte der Autodidakt ihre Soli. Doch dann musste der Jazz-Novize eine Zwangspause einlegen. Am 17. Januar 1995 bebte in seiner Heimatstadt die Erde – und zwar so fürchterlich, dass ungezählte Bauwerke einstürzten, über 4500 Menschen starben, dreimal so viel verletzt und 300.000 Bürger obdachlos wurden. „Unser Haus war auch stark beschädigt. Meine Familie schnappte sich das Notwendigste und kam vorübergehend bei Verwandten in einer anderen Stadt unter. Als wir zurückkehrten, meldete ich mich bei der Freiwilligen-Hilfe, um die Menschen meiner Stadt zu unterstützen. Ich hatte wenig Sinn für Musik in dieser Zeit.“

Trotzdem hat er sich mit Klängen trösten lassen. „Clifford Brown with Strings – das ist meine Bibel. Die Platte lege ich bis heute auf, wenn's mir dreckig geht. Ich kriege immer eine Gänsehaut, wenn ich das Album höre. Manchmal muss ich sogar heulen“, sagt er und schluckt. „Ich muss übrigens sagen, dass das schwere Beben von 2011 mir mehr zu schaffen

Workshop- Wochen im Oktober



**Beratung
und Service**

**Präsentationen
und Sonderaus-
stellungen**

**Workshops und
Coachings**



06. - 10.10.2014
Querflötenwoche
bei session Frankfurt

Hanauer Landstraße 338
Mehr Infos: +49 69 297029 50170



20. - 25.10.2014
Saxophonwoche
bei session Walldorf

Wiesenstraße 4
Mehr Infos: +49 6227 603 10170



www.takuyakuroda.com
www.facebook.com/takuyakuroda

gemacht hat. In Kobe gehörte ich selbst zu den Opfern und konnte mir keine Sentimentalität leisten. Aber jetzt musste ich hilflos aus der Ferne zusehen, wie meine Land verwüstet wurde – durch den Tsunami und die Fukushima-Katastrophe.“

Nachdem er das Trauma des Bebens, das seine Heimatstadt heimsuchte, verwunden hatte, studierte Takuya Kuroda zunächst Wirtschaftswissenschaften. Und einmal absolvierte er in den Sommer-Semesterferien ein fünfwöchiges Schnupperstudium am Berklee College of Music in Boston. „Das war wirklich meine erste formale musikalische Ausbildung – ich musste mir Mühe geben, alles zu verstehen, was in den Klassen durchgenommen wurde, denn mein Englisch war eigentlich noch nicht vorhanden. Die

Erfahrung in Berklee war Gold wert. Sie haben dort solch exzellente Lehrmethoden, dass mir plötzlich vieles klar wurde. Endlich konnte ich nachvollziehen, was meine Helden wie Clifford Brown oder Lee Morgan gespielt hatten, und das ermöglichte mir, viel gezielter zu üben.“

Nach Berklee hat er privat noch einen Monat New York drangehängt und bei seiner Cousine gewohnt. Tag für Tag schnappte er sich seine Trompete und ging auf eine der vielen Jam-Sessions, die es überall in der Stadt gibt, die niemals schläft. Und dann war da dieser eine Abend im Club „Cleopatra's Needle“. Takuya Kuroda betritt den Laden, ist von den Jungs auf der Bühne nicht sonderlich angetan und will es denen da vorne mal so richtig zeigen. Doch die verlassen die Bühne und machen fünf hippen stolzen schwarzen Typen Platz. Einer zählt das Quintett ein und los geht's – „I'll Remember April“ – in einem Affenzahn. „Ich war total verwirrt und stieg nicht durch, was die machten. Ich dachte, das Einsteigen bei denen kannst du vergessen, und versteckte meine Trompete. Jeder Einzelne von denen war brillant und ich dachte, dass das ganz bekannte Musiker sein müssen. Hinterher bin ich zu jedem aus der Gruppe gegangen und habe Glückwünsche ausgesprochen. Es stellte sich heraus, dass diese Jungs jünger waren als ich. Ein Schock. Ich war zwanzig damals. Ich wusste, ich würde in Japan mein Studium abschließen und dann so schnell wie möglich nach New York zurückkehren. Mir war klar, dass ich mich der Stadt aussetzen musste, um besser zu werden.“

Sie haben ihn dann auch genommen an der New Yorker „New School For Jazz And Contemporary Music“. Aber der Frust setzte erste Ambitionen matt. „Immer, wenn ich an irgendwelchen Proberäumen vorbeikam, hörte ich Sachen, die ich nie und nimmer hätte spielen können. Vergeblich versuchte ich nachzumachen, was ich aufschnappte. Doch nach einem Jahr oder so begriff ich, dass das wenig bringt und ich lieber probieren sollte, mich selbst zu finden. Die Sprache des Jazz

habe ich natürlich von den Legenden des Jazz gelernt – irgendwann musst du deine eigenen Sätze formulieren. Die Schönheit des Jazz liegt nicht darin, dass du dein Instrument beherrscht, sondern dass du in der Lage bist, eine Atmosphäre zu erzeugen. Dafür muss man keine Million Töne verschwenden. Die Kunst ist es, den Leuten mit einer einzigen Note zu demonstrieren, wer du bist und wo du herkommst.“

2006 hat Takuya Kuroda seinen Abschluss gemacht. Was er in puncto Jazz gelernt hatte, konnte er allerdings kaum anwenden, weil die meisten Jobs gerade mal ein Trinkgeld eingebracht hätten und er solche Art von Ausbeutung ablehnte. „Ich hatte aber keine Lust, mich mit Geschirrspülen oder Cocktails Servieren über Wasser zu halten. Ich wollte irgendwas mit Musik machen. Das Timing war dann perfekt: Ich sollte für eine japanische Pop-Sängerin Bläser-Arrangements schreiben. Das war erstklassig bezahlt.“ Auch danach war er nicht gerade unterbeschäftigt: Er spielte sonntags bei Gospelmessen, wurde von Salsa- und Hip-Hop-Bands angefragt oder muckte auf Hochzeiten Top-40-Nummern. Profitiert hat er ganz sicher von japanischen Tugenden, die deutschen Eigenschaften nicht unähnlich sind. „Diese Amerikaner! Kommen immer zu spät zu Proben oder Gigs, und das meist mit den abstrusesten Ausreden: Mein Hund ist gestorben, huhuhuh! Ich hingegen war immer pünktlich und bestens vorbereitet, was mir den Ruf einbrachte, zuverlässig zu sein.“

Ob ihm das einen Job beim derzeit so gefeierten Charakter-Sänger und Blue-Note-Künstler José James einbrachte, ist nicht übermittelbar. Jedenfalls wurden die beiden schnell Buddys. José James schwärmt vom Trompeter: „Niemand sonst klingt wie Takuya. Sein Ton, seine Wärme und nicht zuletzt seine Kunst des Geschichtenerzählens sind seit vielen Jahren eine Inspiration für mich.“ José James nahm seinen japanischen Kumpel auf Tourneen durch die ganze Welt mit, und Takuya Kuroda konnte bei einzelnen Konzerten mitunter vor über zehntausend Zuhörern auftreten. Für die musikalischen Dienste, die er dem Sänger leistete, revanchierte der sich. Er legte bei Blue Note ein gutes Wort für ihn ein und ließ sich selbstredend einen Gastauftritt auf „Rising Son“ (Takuya Kurodas insgesamt viertes Album) nicht nehmen. Der „aufstrebende Sohn“ ist ein Album voll gesunder Grooves und vieler Stilelemente – Jazz, Funk, Afro, Fusion, Lounge, Neo-Soul vereinen sich zu einer launigen Mischung. Wie geht es für Takuya Kuroda nach dieser Veröffentlichung weiter? „Zunächst bin ich froh, dass ich mich mit meiner Musik erstmals in Europa vorstellen durfte“, erzählt er im Proberaum des Münchner Keyboarders Matthias Bublath, mit dem er seit vielen Jahren befreundet ist und Musik macht. „Und sonst? Vielleicht werde ich bis zu meinem Tod nicht herausfinden, wer ich als Musiker bin. Die Suche setzt aber Energien frei, und letztendlich ist der Weg das Ziel. Außerdem finde ich: Wer man ist, verändert sich dauernd. Nächstes Jahr bin ich vielleicht schon ein anderer. Manchmal muss ich lachen, wenn ich mir ältere Sachen von mir anhöre, weil ich heute weder so spielen noch komponieren würde. Ich bin trotzdem froh, dass ich das dokumentiert habe, und gespannt darauf, wer ich in Zukunft sein werde.“ ■